

Urbanisierung in Schwarz-Afrika

Afrika ist noch immer der „ländlichste“ Teil unserer Welt. Wenn man nach heutigem Gebrauch Bevölkerungsagglomerationen von 20 000 Menschen Städte nennt, so leben 1970 lediglich 13,5 % der Gesamtbevölkerung Afrikas in Städten. Diese Zahl liegt weit unter dem Durchschnitt des städtischen Bevölkerungsanteils in Asien (17 %) und Lateinamerika (32 %) und kann kaum mit der Verstädterung der Industrienationen Europas (41 %) und Nordamerikas (57 %) verglichen werden (vgl. „Jeune Afrique“, Juli 1970, S. 28; und „Social Change and Social Progress in Africa“, Report I, Third African Regional Conference, Accra, ILO, Genf 1969). Gemessen am Anteil der eigentlichen Großstädte, d. h. der Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, erscheint Afrika noch „ländlicher“. Nur 9 % der Bevölkerung leben in solchen Großstädten, die zudem mehrheitlich in Nordafrika und in der Südafrikanischen Republik liegen. Die einzige Stadt Schwarz-Afrikas, die über eine Million Einwohner zählt, ist Kinshasa.

Für sich betrachtet besagen diese Zahlen nicht viel; besorgniserregend wirkt aber die ungewöhnliche Beschleunigung des Urbanisierungsprozesses in Afrika und seine Konzentration auf ganz wenige Zentren. Die jährliche Wachstumsrate der afrikanischen Städte betrug 5,4 % für die Jahre 1965 bis 1970, beinahe das Doppelte der Wachstumsrate der städtischen Bevölkerung der Welt (3,2 %). Dabei weisen die bereits bestehenden Großstädte Afrikas bei weitem die steilste Wachstumsrate auf. Die Bevölkerungszentren von über 100 000 Einwohnern wuchsen von 1950 bis 1960 um ca. 8,6 % per Jahr, d. h. viermal so rasch wie die Gesamtbevölkerung Afrikas und 1½mal mehr als die Kleinstädte des Kontinents. In den nächsten fünf Jahren dürften die Großstädte, in denen jetzt bereits 35 Millionen Menschen leben, jährlich um ca. 3 Millionen zunehmen (vgl. ILO, ebd., S. 65).

I. Demographische Fakten

Das Wachstum der Stadtbevölkerung ist nicht nur dem natürlichen Geburtenüberschuß zuzuschreiben, sondern vor allem der Landflucht. Das Statistische Amt der Vereinten Nationen hat errechnet, daß jährlich 17,6 % des Bevölkerungsüberschusses der ländlichen Gebiete von den Städten aufgesogen werden. Diese Zahl steigt in den bevölkerungsdichtesten Ländern Westafrikas bis auf 22,2 %. Man rechnet heute sogar mit der Möglichkeit, daß in den nächsten fünf Jahren etwa ein Drittel des ländlichen Bevölkerungsüberschusses in die Stadt abwandern wird und werden (vgl. „Employment Policy in Africa“, Report IV schon 1975 etwa 100 Millionen von der zu erwartenden Gesamtbevölkerung von 350 Millionen in Städten leben (1), Third African Regional Conference, Accra; ILO, Genf 1969, S. 23—29).

An der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo, Kinshasa, kann schon heute abgelesen werden, was in den nächsten fünf oder zehn Jahren in ein paar Dutzend Städten Afrikas südlich der Sahara eintreten wird. Seit Jahren wird Kinshasa von einem Heer von Landflüchtigen buchstäblich belagert und umringt. 1952 zählte die Stadt (damals Leopoldville) 244 000 Einwohner. 1955

zog die belgische Kolonialverwaltung die Bremse und versuchte, dem Wachstum der Stadt zu steuern. Die Neuankömmlinge vom Land wurden in neu erstellten „Eingeborenen-Städten“ (cités indigènes) gleichsam abgefangen, aber die Stadt wuchs trotzdem bis 1960 auf 400 000. In den nächsten sieben Jahren strömten etwa 450 000 Menschen in die Hauptstadt des jetzt unabhängigen Landes, so daß die Bevölkerung Kinshasas 1967 bereits 901 000 Einwohner zählte. In den nächsten drei Jahren stieg die Einwohnerzahl um weitere 300 000 an; heute schätzt man die Bevölkerung Kinshasas auf 1,2 Millionen, mit den Außenbezirken auf etwa 1,5 Millionen. Mit dieser Wachstumsrate steht die Hauptstadt des Kongos an der Spitze aller Städte der Welt.

Die Konsequenzen sind leicht auszudenken. Trotz gewaltiger Anstrengungen von seiten der Zentralregierung und der Stadtverwaltung gelang es nicht im entferntesten, für die Immigranten Wohnhäuser, ein Gesundheits- und Schulwesen und — was am schwersten wiegt — Arbeit und Auskommen zu beschaffen. Etwa 80 % der Bevölkerung von Kinshasa leben daher in „proletarischen“ bzw. subproletarischen Zuständen und werden von den öffentlichen Dienstleistungen kaum erfaßt. Als illustratives Beispiel sei erwähnt, daß es bis heute in ganz Kinshasa nur 40 Primarschulen gibt. — Kinshasa ist aber kein Sonderfall. Die Stadt nimmt lediglich das Schicksal anderer afrikanischer Großstädte um fünf oder zehn Jahre voraus. Folgende Zahlen können dies verdeutlichen: Abidjan (Elfenbeinküste) wächst schon seit 1965 jährlich um 12 %, Dakar etwa 8,5 %, Nairobi und Dar-es-Salaam, dank drakonischer Maßnahmen der Regierung, lediglich 4 bis 5 %, während Accra, Ibadan, Lagos, Addis-Abeba jährlich um mehr als 8 % anwachsen.

Der Hauptgrund: die landwirtschaftliche Unterentwicklung

Über die Gründe der Invasion der afrikanischen Städte durch die Landbevölkerung wie über den spezifischen Charakter der Urbanisierung Afrikas sind zahlreiche soziologische Studien veröffentlicht worden (vgl. „A Survey of Economic Conditions in Africa, 1960—64“, United Nations Economic Commission for Africa, New York, 1968). Zwei Faktoren treten dabei klar hervor. Erstens besteht der Hauptgrund für die rapide Urbanisierung nicht so sehr in dem Anwachsen der Industrie und des Handels, sondern in der völlig zurückgebliebenen Bodenbewirtschaftung auf dem Land. Es ist also nicht so sehr die Stadt, die anzieht, sondern das Land, das abstößt, das den Hintergrund der Urbanisierung Afrikas bildet. Darin unterscheidet sich der Urbanisierungsprozeß in Afrika wesentlich von ähnlichen Prozessen in Europa und Nordamerika in diesem wie im letzten Jahrhundert. Den Anstoß für die Abwanderung vom Land in Europa und Nordamerika gaben die echten Möglichkeiten, die Industrie, Handel und Dienstgewerbe in diesen Städten anboten, während das in Afrika gerade nicht der Fall ist. Gewiß wächst die Industrialisierung in vielen afrikanischen Städten, aber gemessen an dem städ-

tischen Bevölkerungszuwachs fällt das Industriewachstum kaum ins Gewicht. Gesamtafrikanische Zahlen über die Anstellungsverhältnisse in afrikanischen Städten sind schwer zu ermitteln. Aber Einzelerhebungen haben gezeigt, daß die Mehrzahl der Beschäftigten im städtischen Milieu nicht in Industrie oder Handel beschäftigt sind, sondern in Verwaltung und Dienstgewerbe. Die städtische „Wirtschaft“ besteht daher wesentlich in einem überdimensionalen Dienstleistungsgewerbe und nicht in Industrieprodukten und ist damit sehr mangelhaft abgesichert. Zur Illustration nur einige Beispiele: Die von der Zentralregierung oder Provinzadministration im Dienstleistungssektor Angestellten machten in Ghana 1961 45% aller Erwerbstätigen des Landes aus. In Kenya waren es 41% (1964), in Nigeria 37% (1962) und in Tanzania 49% (1963) (vgl. „Employment Policy in Africa“, Report IV (1), Third African Regional Conference, ILO, Genf 1969, S. 43). Von 51 800 Erwerbstätigen in Gabon (1967) sind 13 600 im Dienstleistungsgewerbe beschäftigt — die zahlreichste aller Erwerbsgruppen —, während nur 4 800 in Industrie beschäftigt sind. In Kenya verteilen sich die Erwerbsklassen wie folgt (1965): Von 594 000 Erwerbstätigen sind 209 000 in der Landwirtschaft tätig, 196 800 im Dienstleistungsgewerbe, 60 800 in der Industrie und 36 900 im Transport- und Kommunikationswesen (vgl. Year Book of Labour Statistics 1969, ILO, Genf, S. 292). Eine zweite Besonderheit der Urbanisierung Afrikas besteht darin, daß die Bauern, die ihre Stammländer verlassen, nicht etwa in den Kleinstädten oder Städten mittlerer Größe haltmachen, sondern sogleich in die Metropole gehen. Dadurch unterscheidet sich die Situation Afrikas wiederum wesentlich von der Art der Urbanisierung in Europa und Nordamerika, wo gerade Kleinstädte und Städte mittlerer Größe im letzten Jahrzehnt die größte Wachstumsrate zu verzeichnen haben. Dieser Drang in die Großstädte bzw. die Hauptstadt des Landes hat zwei Ursachen. In Afrika blieb vor allem in den letzten zehn Jahren die industrielle Entwicklung fast ganz auf die Großstädte konzentriert. Somit kam die Ansiedlung in Kleinstädten als Alternative überhaupt nicht in Frage. Noch wichtiger aber ist der politische Hintergrund. In der Vorstellungswelt der afrikanischen Bauern und vor allem der Jugend ist „Hauptstadt“ beinahe identisch mit Regierung. Die Regierung aber ist der „große Vater“ und „Wohltäter“ aller Bürger des Landes, und wenn es einem schlecht geht, hat man ein Recht, zur Regierung, d. h. in die Hauptstadt, zu gehen, um Hilfe und Obsorge zu erhalten.

J. Durand schrieb darüber in „Présence Africaine“ (Nr. 48): „In Afrika gibt es ein besonderes Problem der Urbanisation. Die Hauptstädte verschieben das ganze Bild der Verstädterung. Zwischen der Hauptstadt und dem Land stehen die Hauptorte zweiten Ranges, die eine besser entwickelte innere Struktur aufweisen, weil sie in ihrer Bevölkerung weniger differenziert sind. Die Unterschiede zwischen Haupt- und Provinzstadt, die schon zu Ende der Kolonialzeit bestanden, sind seit der Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten noch stärker hervorgetreten. Die mittleren Städte erwecken den Eindruck, sich rasch in die soziale Wirklichkeit Afrikas integriert zu haben, während die Hauptstädte noch immer sich selbst entfremdet sind und dem Lande erst recht fremd erscheinen. Sie liegen wie erratische Blöcke im Land und können ihren kolonialen Ursprung nicht verleugnen. Ihre Hauptfunktionen sind den Bedürfnissen der Landesmetropole

und nicht denen des Landes angepaßt. Sie sind sich selbst entfremdet, weil ihr Wachstum Rücksicht nahm auf den ‚Vorrang der Kolonie‘ im eigenen Land. Sosehr der Vorgang der Afrikanisierung der mittleren Städte sich ohne Schwierigkeiten, ja fast von selbst vollzogen hat, ebenso sehr setzen die Hauptstädte heute noch dieser Entwicklung einen außerordentlichen Widerstand entgegen. Daher kommt die Scheidung zwischen der Hauptstadt und dem übrigen Land. Sie vertieft sich heute noch mehr, einmal weil die beidseitigen wirtschaftlichen Probleme mit der Industrialisierung stärker hervortreten, und zum zweiten, weil sich eine städtische Mentalität zu bilden beginnt, die sich vom übrigen Land unterscheidet.“

Man könne also bereits voraussehen, wie das große Drama der Urbanisierung in Afrika verlaufen wird: eine ständige Erweiterung des Grabens zwischen den mittleren, afrikanisch gebliebenen Städten und den großen Städten, die immer mehr in den dem afrikanischen Kontinent (noch) fremden Vorgang der Industrialisierung hineingezogen werden. Diese Befürchtung spricht auch M. Larssonneur aus (SMUH: „Fragilité économique de l'urbanisation en Afrique“): „Man kann sich fragen, ob die Trennung zwischen den mittleren Städten und dem modernen Zentrum der Hauptstädte, das auf einen dem technischen Fortschritt verschriebenen Gesellschaftstypus ausgerichtet ist, nicht den Widerstand einer Gesellschaft erklärt, die weder vom echten Wert noch von der offensichtlichen Superiorität einer solchen Zivilisation überzeugt ist.“

Das paternalistische Leitbild, das eine Großzahl von Afrikanern von ihrer Regierung hat, und die rückständige Landwirtschaft, die die rasch zunehmende ländliche Bevölkerung nicht mehr — und immer weniger — ernähren kann, sind zwei Faktoren, die wesentlich zur schnellen Urbanisierung in Afrika beigetragen haben und völlig außerhalb des Machtbereiches von Stadtverwaltungen liegen. Sie zeigen auch, daß letztlich die Massenbewegung vom Land in die Stadt nur durch die Entwicklung der Landwirtschaft und der damit verbundenen Wasserwirtschaft und der akzelerierten Industrialisierung der Kleinstädte gesteuert werden kann. Dies aber stellt Volk und Regierung vor geradezu gigantische Aufgaben.

Prioritäten der Planung

Nicht nur in quantitativer Hinsicht ist die gegenwärtige Urbanisierungstendenz in Afrika besorgniserregend, sondern auch in qualitativer Beziehung, d. h. in bezug auf die tatsächlichen Wohnverhältnisse in den Städten. Einige Zahlen sollen das veranschaulichen. In Accra stieg von 1948 bis 1967 die durchschnittliche Zahl der Bewohner pro Wohnung von 14,2 auf 18,4 und in Kumasi von 19,2 auf 21,3. In Tananarive leben über die Hälfte der Einwohner in Einzimmerwohnungen und in Treetown zwei Drittel der Bevölkerung in Ein- bis Zweizimmerwohnungen. In Kinshasa sind etwa 80% der Wohnhäuser in einem so schlechten Zustand, daß sie kaum mehr repariert werden können und eigentlich abgebrochen werden müßten (vgl. U. N. Economic Survey of Africa, Vol. I, op. cit. S. 16, und „Jeune Afrique“, Juli 1970, S. 30 bis 31).

Nicht nur müßten in afrikanischen Städten jährlich Tausende von neuen Wohnungen gebaut werden, sondern die vorhandenen Wohnungen bedürften dringend der Überholung, um den elementarsten hygienischen Ansprüchen

gerecht zu werden. Um diesen Notstand zu beheben, sind enorme Geldsummen erforderlich, die nur zu einem geringen Teil durch die gegenwärtigen und zukünftigen Mietzinsen bestritten werden können. Wenn ein Prozent der Baukosten eines Hauses als monatliche Mietsumme angenommen wird, wären nach einer Berechnung von „Jeune Afrique“ (Juli 1970) zwei Drittel der gegenwärtigen Stadtbewohner Afrikas nicht in der Lage, diesen monatlichen Mietzins zu zahlen. Für die zwei Drittel der afrikanischen Stadtbevölkerung kommen daher dauerhafte Häuser überhaupt nicht in Frage. Sie müssen sich weiterhin mit Notbehausungen begnügen. Deswegen kann das Wohnungsproblem in den afrikanischen Städten nicht auf dem Wege des freien Bau- und Häusermarktes gelöst werden. Nur eine vom Staat klar gezielte Wohn- und Finanzplanung bietet überhaupt Gewähr, daß es je zu einer gewissen Regelung und Verbesserung der Wohnverhältnisse kommt. Dabei bieten sich folgende Überlegungen an, die möglicherweise als Prioritäten für die Planung Geltung haben:

1. *Billiger Wohnungsbau auf Kosten von Prestigebauten.* Die meisten afrikanischen Städte sind kolonialen Ursprungs und haben in baulicher Hinsicht diese Konzeption bewahrt und weiterentwickelt. Sie sind charakterisiert durch ein hochmodernes Zentrum mit Verwaltungsgebäuden, Hotels und Prestige-Kaufhäusern. Dazu kommen die ausgedehnten ehemaligen „weißen Siedlungen“ mit luxuriösen Einfamilienhäusern. An der Peripherie schließlich liegen, in scharfem Kontrast zu den Zentren, die armseligen Behausungen der Arbeiterbevölkerung. Diese Konzeption wird auch heute weitergeführt. Die Luxus- und Prestigebauten werden von Jahr zu Jahr zahlreicher und werden zum Großteil von ausländischem Kapital finanziert. An die Städteplaner ergeht nun die Anforderung, von dieser aus der Kolonialzeit stammenden Struktur abzukommen und ein neues Modell zu entwerfen, das der Realität der gegenwärtigen Urbanisierungswelle Rechnung trägt. Die neue Baupolitik muß eine klare Absage an Prestigebauten sein und sich auf billigen Wohnungsbau konzentrieren. Ein Beispiel dafür bietet Tanzania, wo die „National Housing Corporation“ im Rahmen ihres zweiten Urbanisierungsplanes (1969—70) dem billigen Wohnungsbau absolute Priorität einräumte. Die Korporation baut jetzt in Dar-es-Salaam Arbeiterhäuser, die nur ca. 2500 bis 4500 DM kosten und deren Mietzins im Rahmen des für den Arbeiter Möglichen liegt.

2. *Reduzierung der Einfuhr von Baumaterialien.* Um die Baukosten zu verringern, muß eine sorgfältige Auslese des Baumaterials einsetzen. In Afrika belaufen sich die Baumaterialkosten auf 50—60% der gesamten Baukosten. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, weil zu einseitig am Bautyp des europäischen Wohnhauses festgehalten wird, das teure und z. T. importierte Baumaterialien wie Zement, Eisen und Glas erfordert. Demgegenüber müßte wohl eine Baumaterialindustrie entwickelt werden, die billigere Baumaterialien benützt und nicht auf den Import angewiesen ist. 1969 wurden in Gesamtafrika (Südafrika ausgenommen) ca. 710 Millionen Dollars für den Import von Baumaterialien ausgegeben, d. h. die Hälfte aller für Baumaterialien ausgegebenen Gelder. Weiße und schwarze Architekten in Afrika müssen sich daher von den Baumaterialien der Industriestaaten freimachen und den Anstoß zu einer landeseigenen Baumaterialienindustrie geben.

3. *Aufbau der Kleinstädte.* Ein überstrapaziertes Wach-

tum der afrikanischen Großstädte kann nur verhindert werden, wenn bereits existierende Kleinstädte oder ländliche Zentren ausgebaut werden. Grundlage dafür wäre die bewußte Dezentralisierung von Industrie und Verwaltung. Eine solche Dezentralisierung wird zur Zeit von mehreren afrikanischen Staaten versucht. Im Wirtschaftsplan der Elfenbeinküste (1968) beispielsweise steht die Entwicklung der Städte im Landesinnern (Bouaké, Korhaga, Dalao etc.) fast zuoberst auf der Prioritätenliste. Und in Tanzania liegt das Gewicht der städtischen Entwicklung laut Regierungspolitik nicht mehr auf Dar-es-Salaam, sondern auf Moshi, Arusha, Mwanza, Tabora und Dodana. Eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse in den kleineren Marktflächen der eigentlichen ländlichen Gebiete muß dringend hinzukommen. In vielen afrikanischen Ländern sind diese „rural townships“ im Zerfall; eine direkte Folge der Abwanderung in die Großstadt und zugleich ein Anzeichen des prekären Zustandes der afrikanischen Landwirtschaft.

4. *Planung und Gründung neuer Städte.* Jahr für Jahr entstehen durch die Eröffnung von Bergwerken oder landwirtschaftlichen Großprojekten neue „Städte“. Sie sind eher „Nebenprodukte“ der Industrie, der die Bewohner dienen, als geplante Siedlungen, in denen die Arbeiter ein Daheim finden. Diese neuen Städte sind meist ohne „Hinterland“; Lebensmittel müssen von weit her zugeführt werden; Reparaturwerkstätten bleiben oftmals in den Städten, und das Dienstleistungsgewerbe wird auf ein Minimum beschränkt. Wenn diese Minen-, Zucker- und Sisalstädte in dem ihnen möglichen Maße von der strengen Monokultur befreit würden, dürften sie einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Lösung des Urbanisierungsproblems in Afrika leisten. Die mit einer Bauxit-Mine verbundene neue Stadt von Sabendé in Guinea dürfte dafür ein Modell liefern. San Pedro, eine 300 km von Abidjan entfernt gelegene Hafenstadt, die gegenwärtig gebaut wird, ist ein weiteres Beispiel einer aktiven Dezentralisationspolitik in Westafrika. — Dazu kommt die eigentliche Neugründung von Städten aus verwaltungstechnischen oder politischen Gründen. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Verlegung der Hauptstadt Malawis vom exzentrisch gelegenen Blantyre-Zomba nach Lilongwe. Wie weit sich dieses Experiment bewähren wird, ist zur Zeit noch nicht auszumachen. Sicherlich wird es die demographische Struktur Malawis weitgehend verändern.

II. Wandel der Sozialstruktur

Der Begriff Urbanisierung bezieht sich weniger auf den demographischen Prozeß der Abwanderung in die Stadt als auf die Umstrukturierung der Sozialbeziehungen und den Bewußtseinswandel, der sich durch die Umsiedlung vollzieht. Dieser sozio-kulturelle Prozeß wurde in mannigfachen Varianten von afrikanischen Schriftstellern literarisch dargestellt. Die Existenzangst und Lebensunsicherheit des Neuankömmlings vom Land, die sittliche Dekadenz der Stadt und die heilende Rückkehr auf das Land gehören zu den beliebtesten Themen der neo-afrikanischen Literatur (vgl. O. Bischofberger, „Tradition und Wandel aus der Sicht der Romanschriftsteller Kameruns und Nigerias“, Diss., Schöneck-Beckenried, 1968; und S. Hertlein, „Christentum und Mission im Urteil der Neoafrikanischen Prosaliteratur“, Diss., Münsterschwarzach, 1962; und E. W. Krog (Hrsg.), „African Literature in Rhodesia“, Gwelo 1966).

Noch zahlreicher sind aber die Studien der Soziologen, die sich mit der Urbanisierung in Afrika befaßt haben. Eine 1965 von der Universität von Edinburgh herausgegebene Bibliographie der wichtigsten Bücher und Artikel zu diesem Thema umfaßt 976 Titel. Seither dürfte der Umfang der Forschung um das Doppelte angewachsen sein. Im folgenden kann es sich also nur um eine Darlegung einiger weniger Ergebnisse dieser Forschung handeln. Zunächst ist es notwendig, sich vor Augen zu halten, daß in jeder afrikanischen Stadt das ganze Spektrum des Akkulturationsprozesses vorhanden ist. Gewöhnlich unterscheidet man drei Abstufungen der Eingliederung bzw. drei Gruppen von Zuwanderern: Die *erste Gruppe* bilden die vom Land, die sich nur für eine relativ kurze Zeit in der Stadt ansiedeln, um dort etwas Geld zu verdienen und dann wieder in das heimatliche Gehöft zurückzukehren. Diese Gruppe besteht fast ausschließlich aus Männern über 30 Jahren, die eine geringe Schulbildung besitzen, in der Stadt meist bei Verwandten wohnen und sich in ihrer Mentalität wenig von ihren Vettern auf dem Land unterscheiden. Sie behalten die engen Bindungen mit der ländlichen Großfamilie, unterstützen sie finanziell und opfern ohne Bedenken ihre Anstellung, wenn ihre Bindungen mit daheim ihre Rückkehr auf das Land erfordern.

Eine *zweite Gruppe* von Stadtbewohnern lassen sich mit Frau und Kindern häuslich nieder und arbeiten so lange in der Stadt, bis sie ihren Kindern eine Schulbildung geben können und genügend Geld vorrätig haben, um danach ohne Not auf dem Land leben zu können. Je nach Verhältnissen und Umständen kehren sie, 50–60 Jahre alt, wieder auf das Land zurück. Auch sie fühlen sich zeitweilig der Großfamilie auf dem Land verpflichtet, aber unterstützen sie in geringerem Maße als die Männer der ersten Gruppe. Es ist lediglich die mit Bargeld entlohnte Arbeit, die diese Männer an die Stadt bindet; nie aber nennen sie die Stadt ihr „Daheim“.

Die *dritte Gruppe* bilden die eigentlichen Städter, die nur schwache Familienbeziehungen zu ihrer alten ländlichen Heimat unterhalten und sich nicht mit der Absicht tragen, die Stadt für ihren Lebensabend wieder zu verlassen. Die zahlenmäßige Stärke jeder dieser Gruppen variiert von Stadt zu Stadt. Aber überall ist die dritte Gruppe bei weitem die kleinste. Der Trend freilich bewegt sich auf eine zwar langsam, aber stetig fortschreitende Stabilisierung der Stadtbevölkerung, d. h. auf die immer größer werdende dritte Gruppe zu, was freilich noch nicht bedeutet, daß die erste Gruppe in absoluten Zahlen abnimmt.

Die Aufrechterhaltung der Verwandtschaftsbeziehungen mit dem Land darf aber nicht nur als ein stabilisierungshemmender Prozeß angesehen werden. Diese Verwandtschaftsbande sind auch in der Stadt selbst wirksam und machen den Übergang vom Land in die Stadt für viele Neuankömmlinge ertragbar. Das soziale Leben der städtischen Afrikaner spielt sich zu einem großen Teil, in manchen Fällen fast ausschließlich, im wiedergefundenen Klan ab. Bei seinen Stammesbrüdern und entfernt Verwandten findet der Entwurzelte wenigstens ein Mindestmaß von psychologischer und materieller Sicherheit. Für die Tausende von Arbeitslosen in der Stadt sind diese traditionellen sozialen Verbindungen geradezu eine Lebensnotwendigkeit. Arbeitslosigkeit und die daraus folgende Unsicherheit ist für den im Stammesverband aufgewachsenen Afrikaner ja ein völlig neuartiges Problem, das er psychisch nur dann einigermaßen zu verkraften vermag,

wenn er in der Stadt Verwandte findet, die ihm ein Mindestmaß von Sicherheit geben. Oftmals sucht der Arbeitslose aber vergebens nach diesen Verwandten, und dann besteht die Gefahr, daß er in der situationsbedingten Unsicherheit verkommt.

Je länger aber der Aufenthalt eines Afrikaners in der Stadt dauert, um so mehr werden seine Beziehungen mit dem Klan Spannungen ausgesetzt. Die eigene Kleinfamilie wird für ihn immer wichtiger; die finanzielle Unterstützung seiner ländlichen Verwandten wird immer geringer. Dabei steht der Erwerbstätige vor dem Dilemma, wie weit seine eigene Kleinfamilie sich auf Kosten der Großfamilie einschränken muß. Erst nach jahrelangem Ringen kann sich der durchschnittliche Afrikaner dazu entschließen, der Kleinfamilie absolute Priorität zu geben. Das ist gewöhnlich das erste Zeichen der eigentlichen Detribalisierung des Stadtbewohners. Dieser Prozeß kann sich aber nur dann befriedigend vollziehen, wenn sich der Erwerbstätige wirtschaftlich so gut abzusichern vermag, daß er auf die Sicherheit des Klans verzichten kann, d. h. eigentlich selbständig wird. Erst in diesem Stadium erlebt dann der Stadtbewohner Afrikas den Konflikt zwischen traditionellen und den neu erworbenen westlichen Werten in voller Schärfe. Er vermag die sozialen Rollen, die er sich auf dem Land angeeignet hat, nicht mehr mit den neuen, von Arbeit und Umwelt geforderten Rollen zu integrieren. So wird nach und nach die Klanverbindung, die einmal fast seinen ganzen Lebensinhalt ausmachte, aufgelöst und durch neue Sozialbeziehungen ersetzt.

Einfluß auf die Familienstruktur

Die *Kleinfamilie* tritt für den Stadtbewohner immer mehr in den Vordergrund seines Bewußtseins, aber der Schritt von der Groß- zur Kleinfamilie ist nicht leicht. Die städtische Familie ist nicht mehr eine wirtschaftlich produktive Größe. Der Mann ist meist der einzige Erwerbstätige; Frau und Kinder, die in der Großfamilie ein echtes wirtschaftliches Potential darstellten, sind jetzt lediglich Nutznießer. Für eine große Zahl afrikanischer Stadtbewohner ist es ein Ausweg aus dem Dilemma, daß sie wenigstens einige ihrer Kinder den Großeltern oder ländlichen Verwandten zur Erziehung übergeben. Es geschieht häufig, daß Kinder der gleichen Familie in den Haushaltungen *verschiedener* Verwandten aufwachsen und ihre Eltern nur spärlich treffen.

Für den Sozialisierungsprozeß der Kinder hat das schwere Folgen. Auf dem Land eignen sich die Kinder ähnliche Lebensanschauungen und Verhaltensweisen an, wie sie schon von ihren Eltern gelernt wurden, und wenn sie in die Stadt zurückkehren, müssen sie von neuem einen ähnlichen Akkulturationsprozeß durchlaufen wie ihre Eltern zuvor. Kinder werden also weiterhin für ein ländliches Milieu erzogen, und eine organische Urbanisierung kann so nur langsam erreicht werden.

Umgekehrt ist die ausschließlich von der Kleinfamilie getragene Kindererziehung auch gewaltigen Spannungen ausgesetzt. Jeder Vater und jede Mutter hat die *eigene* Erziehung als Leitbild für die Erziehung der Kinder. Weitaus die meisten afrikanischen Eltern in der Stadt wurden aber innerhalb und für eine Großfamilie erzogen. Nach traditionellem Vorbild sind Vater oder Mutter aber nicht die einzigen Erzieher, in vielen Fällen nicht einmal die wichtigsten; nach einem genau geregelten System werden entscheidende erzieherische Funktionen von ver-

schiedenen Verwandten übernommen, vor allem von der Schwester des Vaters, oder spielen sich innerhalb eines Systems von Altersgruppen ab. Die städtische Familie ist nun des erzieherischen Einflusses der Großfamilie beraubt, und meistens bringen es die Eltern nicht fertig, diese Rollen selbst zu übernehmen. Eine Ratlosigkeit in der Kindererziehung ist daher eines der großen Probleme in den afrikanischen Städten. Die Einführung ins Erwachsenenleben, die durch Initiationsriten oder andere genau vorgeschriebene, aber nie von den Eltern selbst gegebene Instruktionen erfolgt, fällt jetzt aus. Die Kinder werden weitgehend sich selbst überlassen.

Dazu kommt, daß die *Ehefrau* des städtischen Afrikaners sehr oft zu einer Nomadin zwischen Stadt und Land wird. Einerseits ist die Frau verpflichtet, sich um das ländliche Erbe zu kümmern, das heißt um den Acker und den Viehbestand, die ihr Ehemann gerbt oder sich erworben hat und die ihm für das Alter Sicherheit bieten. Andererseits sieht sich die Frau gezwungen, den armseligen Lohn des Mannes durch landwirtschaftliche Produktion zu ergänzen. Dazu kommt noch, daß sie verpflichtet ist, sich um die betagten Eltern des Mannes zu kümmern. So hat man errechnet, daß 50% der Frauen, deren Männer sich in rhodesischen Städten niedergelassen haben, während sieben Monaten des Jahres nicht bei ihren Ehemännern sind, sondern im ländlichen Stammesverband des Mannes leben. Viele Frauen lehnen sich gegen dieses System auf, können ihm aber nicht entinnen.

Aus dem bereits Gesagten wird schon ersichtlich, daß Urbanisierung auch zu einer radikalen *Umstrukturierung der afrikanischen Ehe* führt. Nach traditioneller Auffassung ist die Ehe nicht so sehr die persönliche Angelegenheit von Mann und Frau, sondern die Verbindung zwischen zwei Großfamilien. Die gesamte Ehegesetzgebung ist von diesem Grundsatz bestimmt, gleichgültig ob die Familien einer vater- oder mutterrechtlichen Kultur angehören. Rechtlich kann eine Eheschließung nur durch das Zusammenwirken zweier Großfamilien zustande kommen, die es aber in der Stadt nicht gibt. Die Heirat von Söhnen und Töchtern der in der Stadt ansässigen Kleinfamilien muß daher entweder im Familienverband auf dem Land stattfinden, oder die beiden Großfamilien müssen zu den Heiratsvorbereitungen und zur Heirat selbst in die Stadt kommen. Für viele junge Leute ist aber beides unakzeptabel. Sie suchen sich einen Ausweg in der zivilen oder kirchlichen Heirat, oder im rechtlich nicht anerkannten Zusammenleben von Mann und Frau, oder im Konkubinat oder der Prostitution. Die Prostitution bleibt für Männer, die für die Bezahlung des für jede rechtmäßige Ehe geforderten Brautpreises nicht genug Geld haben und dabei auch nicht mehr von der Großfamilie unterstützt werden, oftmals der einzige Ausweg und die einzige mögliche Alternative einer regelmäßigen sexuellen Betätigung.

Die Ehe, die auch heute noch in den meisten ländlichen Gebieten Afrikas eine außerordentlich stabile Institution ist, wird durch die Urbanisierung demnach stark geschwächt. Ehescheidung, eine Seltenheit auf dem Land, wird in der Stadt immer häufiger; meistens aber werden Frauen lediglich entlassen oder weggeschickt. Soziologen sprechen jetzt von einer neuen, *städtischen Form der Polygamie*, die sich vor allem bei den wohlhabenden Klassen breitmacht. Die traditionelle polygame Ehe, die horizontal strukturiert ist, d. h. der polygame Mann unterhält und sorgt sich gleichzeitig für alle seine Ehefrauen, die im gleichen Kral mit ihm leben, wird jetzt von einer vertikalen

Polygamie abgelöst. Der städtische Mann entläßt die erste Frau, um eine zweite zu heiraten, und schickt die zweite fort, bevor er die dritte zu sich nehmen kann. Die Stabilität der städtischen Ehe kann nur dann einigermaßen sichergestellt werden, wenn sie als Institution auf die neue städtische Sozialstruktur ausgerichtet wird. Bisher sind dafür aber kaum Ansatzpunkte zu finden.

Gewandelte Stellung der Frau

Die *Stellung der Frau* im städtischen Milieu hat sich durch die Umstrukturierung der Familie ebenfalls geändert. Es wäre zwar falsch, schlechthin anzunehmen, daß die Frau aus der untergeordneten Stellung in der traditionellen Großfamilie jetzt zu einer „gehobeneren Stellung“ kommt. Die „untergeordnete Stellung“ der afrikanischen Frau ist mehr ein westliches Denkschema als eine afrikanische Realität. Die in der Großfamilie lebenden afrikanischen Mütter sind nicht nur geehrt, sondern auch sehr einflußreich und besitzen einen nicht geringen Grad von persönlicher Unabhängigkeit. Die Ergebnisse neuerer soziologischer Studien zeigen, daß die städtische afrikanische Frau — nicht zuletzt durch ihre große wirtschaftliche Abhängigkeit vom Mann — durch die Urbanisierung mehr an Ehre und Einfluß einbüßt, als sie gewinnt. Das ist mit ein Grund, warum viele Frauen versuchen, in der Stadt zu jener wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu gelangen, die sie auf dem Land in einem guten Maß besaßen. Sie suchen Erwerbstätigkeit, wenn diese auch nur in der meist staatlich verbotenen Hausbrauerei von Bier oder im Kleinhandel besteht. Die beste Garantie für Gleichberechtigung und Emanzipation der Frau liegt aber zweifellos in einer festen Anstellung, die daher das Ziel vieler Frauen geworden ist.

Andererseits hat die Urbanisierung in den Frauen Energien freigemacht, deren Potential auf dem Land nicht realisierbar wäre. Die *Frauenbewegungen* in der Stadt stellen ein staunenswertes soziales Phänomen dar, das für den Urbanisierungsprozeß von größter Bedeutung ist. Während die Gruppenbildung der Männer meist im Klan oder Stamm ihren Ursprung hat, sind die Frauengruppen frei vom Stammesdenken; sie bilden Interessengemeinschaften. Frauenorganisationen übernehmen oftmals die Funktion der *Sozialdienste*, die die Stadtverwaltung nicht oder nicht genügend leisten kann. Als Beispiel der frauenlichen Interessengemeinschaften kann etwa die Organisation in einer rhodesischen Stadt gelten, wo sich Frauen, die von ihren Männern verstoßen wurden, jede Woche einmal zur gemeinsamen Aussprache treffen und einander finanziell helfen.

Da in allen afrikanischen Städten die Zahl der Männer weit größer ist als die Zahl der Frauen, sind sich vor allem die *unverheirateten Frauen* ihrer Seltenheit bewußt. Sie werden mit Geschenken reich gesegnet und lassen sich leicht zu Spielzeugen der Männer erniedrigen. Zu stabilen ehelichen Verbindungen kommt es aber selten. Ledige Frauen, die in der Stadt leben, sind im Ruf, untreu, unfruchtbar und zu freiheitsliebend zu sein; sie eignen sich daher nach Auffassung der Männer nicht für die Ehe. Zudem werden Frauen, die nicht mit einem Mann zusammenleben, summarisch als Prostituierte eingeschätzt. Oft geschieht es auch, daß Mädchen vom Land lediglich deshalb in die Stadt kommen, um von Männern mit Kleidern und Luxusgütern beschenkt zu werden. Wenn sie genug davon gesammelt haben, kehren sie wieder auf das Land zurück.

Gruppen und soziale Klassen

Ein Kennzeichen jeder größeren Stadt ist die *soziale Heterogenität*. In afrikanischen Städten ist sie noch betonter als in Europa, denn das Einzugsgebiet der Stadt ist meistens das *ganze Land*, die Bewohner können sich wegen der Vielzahl der Sprachengruppen kaum miteinander verständigen, und die Stammesverbände, aus denen die Bewohner stammen, wirken der sozialen Integration entgegen, da sie exklusiv konzipiert sind. Dazu kommt die Anwesenheit von bedeutenden nicht-afrikanischen Minderheiten (Weiße, Asiaten) in fast allen Städten Afrikas. Die *lingua franca* Ostafrikas, das Swahili, hat gerade in der Stadt eine große sozialisierende Bedeutung. Sie ist ein fast allen zugängliches Kommunikationsmittel und vermindert daher die soziale Heterogenität. In einigen Städten, z. B. Lusaka und Nairobi, wie in den meisten Städten des frankophonem Westafrika, wird die ehemalige Kolonialsprache immer mehr zur städtischen Umgangssprache, was dem weniger Gebildeten Nachteile bringt.

Im Gegensatz zu den afrikanischen Großstädten findet man in altafrikanischen wie neueren Kleinstädten ein hohes Maß von Homogenität. Urbanisierung gehört ja bei mehreren Stämmen Westafrikas (z. B. den Yoruba Nigeriens) zum traditionellen Stammesleben, und die städtische Sozialstruktur baut sich hier — wie auf dem Land — auf Abstammung und Klan auf und wird lediglich durch die Spezialisierung der Dienstleistungen modifiziert. Die Kleinstädte, Marktflecken und rural townships bleiben somit weitgehend in das Hinterland integriert.

Welches sind nun aber die *neuen Sozialbeziehungen*, die in den modernen Städten besonders hervortreten? Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die sozial wirksamsten Verbindungen sich auch in der Stadt auf der Ebene des Stammes oder ländlichen Ursprungsgebietes vollziehen. Dabei handelt es sich aber um *freiwillige* Gruppenbildungen, denen der einzelne sich entziehen kann und die im Vergleich mit den auf dem Land geltenden Bindungen nur geringe Verpflichtungen und daher auch nur eine begrenzte Sicherheit aufweisen. So wird der in die Stadt verpflanzte Stammesverband zu einer neuartigen sozialen Institution, die auf Freiwilligkeit beruht. Weit wichtiger für den Urbanisierungsprozeß sind die Gruppierungen, die der eigentlich städtischen Umwelt entspringen. Freiwillige Assoziationen sind entweder spezifische Interessengemeinschaften, wie z. B. die Sportvereinigungen, der Theaterklub, die Rotkreuz-Gesellschaft, oder suchen relative universelle Interessen zu befriedigen, wie z. B. religiöse, berufliche oder politische Assoziationen. Beide Typen entsprechen der Sozialnatur des Afrikaners; aber Gruppen, die eine diffuse Zweckbestimmung haben, sind für die afrikanischen Stadtbewohner attraktiver. Kuper („The African World“, 1965, S. 129) erklärt das dadurch, daß Assoziationen mit spezifischen Zweckbestimmungen dem sozialen Umschichtungsprozeß (social change) stark ausgesetzt sind und daß der Afrikaner zur Organisation seiner zwischenmenschlichen Beziehungen eher auf eine Dauergemeinschaft angewiesen ist, in der seine soziale Position genau fixiert wird. Religiös-kirchliche und politische Gruppen dürften als die wichtigsten sozialen Strukturelemente in der afrikanischen Stadt gelten. Hier entwickelt sich im Afrikaner ein dauerndes Wir-Bewußtsein, das einen universalen Platz in seinem Leben einnimmt und aus dem sich dann weitere spezifische Interessengemeinschaften bilden.

Mit Erstaunen wird immer wieder festgestellt (vgl. ILO Report I, Third African Regional Conference, Accra, 1969, Genf, S. 73), wie wenig sich die afrikanische Arbeiterschaft mit beruflichen Organisationen identifiziert, eine Tatsache, die sich auf die Arbeiterbewegung sehr hemmend auswirkt. Dafür könnten viele Gründe angeführt werden, aber der Hauptgrund ist wohl, daß die meisten Arbeiter ungelernete Arbeiter sind. Die Polarisierung von Arbeiterschaft und afrikanischer Oberschicht, die sich bereits abzuzeichnen beginnt, könnte aber bei den Arbeitern zu einem Klassenbewußtsein führen, die das Antlitz der afrikanischen Stadt grundlegend verändern wird. Einzig die *afrikanische Elite* besitzt heute ein gewisses Klassenbewußtsein, das der Gegenstand vieler soziologischer Studien geworden ist (cf. Seminar des Internationalen African Institute, ‚The Emergence of new Social Classes and the Role of Elites in Africa‘, University of Ibadan, 1964). Diese neue städtische Elite bzw. soziale Klasse gründet sich auf eine Kombination von hoher Schulbildung und hohem Einkommen, wobei Schulbildung das entscheidende Kriterium ist. Als Statussymbole gelten europäischer Lebensstil (vor allem im Essen), ein Luxus-Fahrzeug und ein Einfamilienhaus, das nicht im allgemeinen Wohnquartier oder nur an dessen Rand steht. In Statussymbolen wie in ihrer sozialen Verhaltensweise kann diese neue Klasse als eine Weiterentwicklung der kolonialen weißen Oberschicht betrachtet werden. Mit politischer Macht hat sie freilich wenig zu tun. Die Lehrer, Beamten und Geschäftsherren, die dazu gehören, beanspruchen kaum *politische Führerrollen*.

III. Kirche und Urbanisierung

Die Aufgaben, die die Urbanisierung in Afrika den christlichen Kirchen stellt, sind geradezu gigantisch. Um so bedauerlicher ist es, daß vor allem die katholische Kirchenleitung erst in den letzten Jahren damit begann, die Realität ernst zu nehmen. Zum Teil kann das mit der Herkunft der Missionare erklärt werden. Die meisten entstammen ja ländlichen Verhältnissen und fühlen sich in der Stadt unsicher. Viele waren — und sind auch heute noch — von der Überzeugung geleitet, daß „solides Christentum“ nur auf dem Land eingepflanzt werden könne und daß Städte von vornherein aufs religiöse Verlustkonto gesetzt werden müssen.

Für die Bewußtseinsänderung innerhalb der katholischen Kirche haben die von evangelischen Kirchen veranstalteten „Urban Consultations“ nicht wenig beigetragen. Im anglophonen Afrika ist *Ll. Swantz*, Sekretär für Urbanisierungsfragen im (protestantischen) Christian Council of Tanzania, wohl der bedeutendste Fachmann. Bereits 1964 hat er ein neu konzipiertes Seelsorge-Projekt für die Stadt Dar-es-Salaam vorgelegt, mit dessen Durchführung aber erst 1968 begonnen wurde. Swantz gab auch den Anstoß zu mehreren kirchlichen Konferenzen über Urbanisierung. Die bedeutendsten waren die Konsultationen von Dar-es-Salaam (‚The Church meets Life in the Town, Report of a Consultation‘, Christian Council of Tanzania and All Africa Conference of Churches, 1964), Kampala (‚Report of the Uganda Consultation on Social Change and the Urban Mission of the Church‘, 1967), und Arusha (‚Arusha Urban Consultation‘, East African Urban Committee of the A. A. C. C., 1968). Seit mehreren Jahren widmet sich auch das Ökumenische Zentrum der All Africa Conference of Churches in Mindolo-Kitwe (Zambia) diesen Fragen. Im Dezember 1968 fand die erste Kon-

ferenz über die Aufgabe der Kirche im Urbanisierungsprozeß in Rhodesien statt, die von Protestanten und Katholiken gemeinsam durchgeführt wurde und dem ganzen südlichen Afrika dienen wollte. In der Südafrikanischen Republik bemüht sich das (protestantische) Wilgespruit Centre um die Aktivierung des kirchlichen Dienstes in der Stadt. Katholischerseits hat 1968 das Pastoralinstitut von Gaba (Kampala) eine gewisse Führung übernommen (vgl. *E. van Huet*, *The Urban Pastorate. Renewal of Christian Witness in Dar-es-Salaam*, Gaba Pastoral Papers No 6, 1969, und *B. Clechet*, 'Town Apostolate', in AFER X, 2, 1968).

Verspätete Anpassung

Die *städtische Seelsorge* der katholischen Kirche war bis vor wenigen Jahren noch stark von der kolonialistischen Konzeption der Stadt geprägt. Der Schwerpunkt lag auf der Pfarrei der Weißen, die oftmals die Kathedralpfarre war. Von dort aus besorgten die Missionare ihren Dienst in den oft weit entfernten und ausgedehnten Afrikanersiedlungen an der Stadtperipherie. Die verschiedenen Quartiere bildeten riesige Quasipfarreien, die aber oftmals nur nebenamtlich betreut wurden und einen intensiven Dienst schon deshalb nicht zuließen, weil der Seelsorger nicht im Afrikanerquartier residierte. Das gleiche galt und gilt immer noch vom Einsatz der Ordensschwwestern. Auch ihre Tätigkeit im städtischen Milieu konzentrierte sich auf die nicht-afrikanischen Gruppen. Nur in den Stadtteilen, wo sie Schulen oder Spitäler führten, waren sie präsent. Für die auf dem Lande aufgewachsenen afrikanischen Schwestern fand man es lange Zeit zu gefährlich, daß sie in der Stadt lebten oder wirkten. Ihr hauptsächlichstes Wirkungsfeld ist noch immer das Land. Daß sich Laienbrüder außerhalb des Rahmens der ehemaligen weißen Prestigepfarrei in der Stadt betätigen, ist auch heute noch eine große Ausnahme.

Die Tatsache, daß viele Christen in der Stadt in *ungeregelten Eheverhältnissen* leben und für sie kaum eine Aussicht auf eine kirchliche Heirat besteht, hat auf die afrikanische Stadtseelsorge lähmend gewirkt. Viele Missionare, die dieser Frage eine hohe Priorität zumaßen, haben sich durch die fast unlöslichen Eheprobleme entmutigen lassen. Auch die starke innerstädtische Mobilität erschwert die Seelsorge. Die Stadtbewohner Afrikas sind fast immer unterwegs: Sie arbeiten fern von ihren Wohnquartieren, wechseln häufig ihren Arbeitsplatz, reisen zwischen der ländlichen Heimat und der Stadt hin und her, verbringen ihre Freizeit nicht im eigenen Quartier, besuchen Freunde und Verwandte, die in der ganzen Stadt zerstreut leben. Die kirchliche Gemeinschaft ändert sich daher täglich in ihrer Zusammensetzung, und das stellt an den Seelsorger nicht geringe Anforderungen.

Der mangelhafte Einsatz des kirchlichen Dienstes in der Stadt ist um so erstaunlicher, als gerade die Kirche im sozialen Kontext Afrikas in besonderem Maße geeignet wäre, sich als eine positive Kraft in den Urbanisierungsprozeß einzuschalten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Entwurzelten und der Unsicherheit der Stadt Ausgesetzten in der Kirche eine echte Gemeinschaft finden könnten. Durch diese Umsiedlung in die Stadt verliert der Afrikaner nicht nur seine Primärbeziehungen mit Menschen, sondern weitgehend auch die traditionellen religiösen Bindungen. Die afrikanische Großfamilie ist ja nicht nur eine Gemeinschaft der Lebenden, sondern eine Gemeinschaft der Leben-

den mit den Toten. Die schützende und warnende Anwesenheit der Ahnengeister ist aber lokal beschränkt, d. h. mit dem heimatlichen Hof oder dem Stammesgebiet direkt verbunden. „Die Ahnen folgen uns nicht in die Stadt“, sagen die Afrikaner mit betrübter Resignation, und somit fehlen dort auch die soziale Kontrolle, die sich aus der Ahnenverehrung ergibt, und die überweltlichen Beziehungen, die das ländliche Leben so stark prägen. Um so mehr haben sich die *waganga* (Swahili für „witch doctor“) in der Stadt heimisch gemacht. Fast in allen Krisen des städtischen Lebens suchen die Afrikaner Sicherheit beim „Medizinmann“. *Swantz* schätzt die Zahl der vollamtlichen *waganga* in Dar-es-Salaam auf 700, von denen jeder täglich durchschnittlich 15 Kunden hat (Arusha Urban Consultation, 1968, S. 19–20). Millionen von Shillings werden von den Einwohnern Dar-es-Salaams jährlich ausgegeben, um beim „Medizinmann“ eine Lösung für die täglichen Lebensprobleme zu finden.

Im gleichen Zusammenhang muß die rapide Entwicklung der *unabhängigen afrikanischen Kirchen* (Sekten) in der Stadt gesehen werden. In Struktur, Gottesdienst, enthusiastischen Ausdrucksformen, traditioneller Verknüpfung etc. haben sich diese freikirchlichen Bewegungen auf die Nöte des städtischen Afrikaners abgestimmt. Sie bieten ihm nicht nur Gemeinschaft, sondern auch Ausdrucksmöglichkeit, Freizeitbeschäftigung etc., und spannen sein Leben wieder in ein sinnvolles Ganzes ein.

Welche Strukturveränderungen?

Welche seelsorglichen Strukturänderungen müßten angestrebt werden, damit die Kirche in der afrikanischen Stadt ihre Rolle erfüllen kann? *E. van Huet* (Gaba Pastoral Papers, No. 5) ist der Ansicht, daß der städtische Afrikaner in ganz besonderer Weise durch das Erlebnis echter menschlicher Begegnungen die Beziehungen zu Gott findet. Diese Bewegung im städtischen Milieu zu ermöglichen sei die wichtigste Aufgabe des Apostolates in der Stadt. Die traditionelle Pfarrestruktur ist aber dafür nicht geeignet. *Van Huet* schreibt: „Das Stadtquartier ist kaum ein gemeinschaftsbildender Faktor in der afrikanischen Stadt. Andere Faktoren wie Beruf, Freizeit, Altersgruppe, soziale Gruppe etc. sind weit bedeutungsvoller. Die Mitglieder dieser Alters- oder sozialen Gruppen leben über die ganze Stadt zerstreut. Die kirchliche Organisation hat sich aber in der Stadt auf Sozialstrukturen festgelegt, die dort gar nicht existieren. Die neuen städtischen Gruppen müssen zur Grundlage der kirchlichen Gemeinschaft werden. Die Kirche ist, wo Leute zusammen sind, wo sie miteinander in Kommunikation sind oder leicht dazu geführt werden können. Pfarreigrenzen sind daher nicht mehr relevant. Was gefordert ist, sind ‚Hauskirchen‘, die diesen natürlichen Gemeinschaften entsprechen“ (S. 25).

Zur Verwirklichung dieser überpfarrlichen Pastoral muß nach *van Huet* zunächst ein *Pastoral d'Ensemble* geschaffen werden, d. h. ein Team, das aus Priestern, Ordensschwwestern und Laien besteht, die sich in ihrem Dienst auf bestimmte Gruppen spezialisieren und dafür besondere Fachkenntnisse aufweisen. Aber auch diese „Spezialisten“ müssen in Arbeitersiedlungen leben. Ferner muß im städtischen Apostolat eine Umstellung von der Kinderkatechese auf die Erwachsenen- und Jugendkatechese erfolgen. Die christliche Verkündigung in ganz Afrika ist stark auf jugendliche Hörer abgestimmt. Auf Predigt und Katechese hat dies einen entscheidenden Einfluß gehabt. Während die „Kin-

derpredigt“ von den Erwachsenen auf dem Land auch heute noch weitgehend hingenommen wird, wird sie von den städtischen Afrikanern, die ja vornehmlich Erwachsene sind, nicht mehr akzeptiert. Den Aufgaben, die die afrikanische Stadt heute und in Zukunft an die Kirche stellt, kann aber nur entsprochen werden, wenn es der Kirche gelingt, eine Art des Gemeindedienstes zu entwickeln, die von einem *neuartigen* Seelsorgspersonal getragen werden muß. Die Einführung des Dauerdiakonates wird diesbezüglich ein Anfang sein. Während in den ländlichen Gebieten Afrikas vorwiegend nebenamtliche Diakone in Frage kommen, wird der Einsatz von vollamtlichen Diakonen in der Stadt möglich sein. Leider ist die Einführung des Dauerdiakonates in den meisten Ländern Afrikas noch nicht aus dem Diskussionsstadium herausgekommen; nur in wenigen Diözesen hat man bereits mit der praktischen Ausbildung begonnen. Damit soll aber *nicht* gesagt werden, daß das *Dauerdiakonot* das Problem des Seelsorgsdienstes und der kirchlichen Präsenz in der Stadt lösen wird. Neue Formen müssen gefunden werden, die aus der Struktur der städtischen Sozialbeziehungen erwachsen. Da die gesellschaftlichen Strukturformen in der

Stadt aber einem raschen Wandel unterworfen sind, dürfte das gleiche auch für die neu zu schaffenden kirchlichen Ämter gelten. Ein Maximum an Flexibilität in kirchlicher Organisation, Dienstleistungen und Ämtern wird daher erforderlich sein.

Schließlich ist zu beachten, daß die Aufgaben und Anforderungen so groß und das personelle Potential innerhalb der einzelnen Kirchen so gering sind, daß man vielfach darauf verzichten muß, soziale Projekte im konfessionellen Rahmen durchzuführen. Auf der Konsultation von Salisbury über Urbanisierung zeigte es sich, daß z. B. keine einzelne kirchliche Gemeinschaft Rhodesiens in der Lage wäre, für die zahlreichen Ledigen ein größeres Foyer zu bauen oder zu unterhalten, daß dieses Projekt aber als ökumenische Aufgabe sehr wohl verwirklicht werden könnte. Aber auch die *gemeinsamen und gezielten Anstrengungen der Kirchen* werden selbst bei optimalsten Voraussetzungen kaum ins Gewicht fallen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie explosiv die afrikanischen Städte in den nächsten zehn Jahren wachsen werden. Eine *kirchliche Koordination mit allen zivilen Stellen*, die sich mit Urbanisierung beschäftigt, ist daher eine Notwendigkeit.

Länderberichte

Japan 25 Jahre nach der Kapitulation

Wahrscheinlich treten außerhalb Japans die wichtigen Daten, die sich im August und September dieses Jahres zum 25. Male jähren, mehr in den Vordergrund und in die Erinnerung als in Japan selbst. Die ersten *Atombombenabwürfe* über Hiroshima am 6. und über Nagasaki am 9. August 1945 mit ihren bis dahin unvorstellbaren Folgen, die vielfach bis heute zu spüren sind und sich noch auf Tausende von Menschen auswirken, liegen nun fast schon genauso lange zurück wie die das gesamte japanische Volk betreffenden Daten des 15. August und des 2. September 1945, an denen der Kaiser die *Kapitulation* bekanntgab bzw. die entsprechende Urkunde auf dem amerikanischen Schlachtschiff „Missouri“ in der Bucht von Tokio unterzeichnet wurde. Damals hörte das japanische Volk erstmals die Stimme des Kaisers über den Rundfunk. Von dem, was er sagte, war jeder Japaner betroffen, fast für jeden stürzte eine einst so siegreich und erfolgreich aussehende Welt zusammen: „Obgleich jedermann sein Bestes getan hat, hat sich die Kriegssituation nicht unbedingt zu Japans Vorteil entwickelt, während die allgemeinen Strömungen in der Welt seinen Interessen zuwiderliefen. Überdies hat der Feind begonnen, eine neue, äußerst grausame Bombe zu verwenden, deren Macht, Schaden anzurichten, in der Tat unberechenbar ist und die viele unschuldige Leben gefordert hat. Sollten wir den Kampf fortsetzen, würde das nicht nur zum völligen Zusammenbruch und der Vernichtung der japanischen Nation führen, sondern es würde auch die totale Auslöschung der menschlichen Zivilisation zur Folge haben“ (zit. nach: *D. Kurzmann: Japan suchte neue Wege*; Verlag C. H. Beck, München 1961, S. 215). Gleichzeitig rief der Kaiser dazu auf, sich vor allen Gefühlsausbrüchen zu hüten. In erstaunlichem „Optimismus“ schloß er mit einem Ausblick auf die Zukunft, der im großen und ganzen durch

die bisherige Entwicklung seine Bestätigung fand, obwohl damals kaum jemand daran zu glauben wagte: „Möge die gesamte Nation weiterbestehen wie eine Familie, von Generation zu Generation, stets fest im Glauben an die Unvergänglichkeit ihres göttlichen Landes und eingedenk der schweren Bürde ihrer Verantwortlichkeiten und des langen Weges, der vor ihr liegt. Vereinigt all Eure Kraft und weihet sie dem Aufbau der Zukunft.“

Kontrastreicher Wiederaufbau

Besonders den letzten Satz scheinen die Japaner beherzigt zu haben, denn sie haben nicht nur die Kriegsfolgen beseitigt, Japan ist inzwischen unter die ersten Industrienmächte der Welt — nach den USA und der Sowjetunion — aufgerückt. 1945 jedoch — nach der Demütigung der ersten Niederlage in der gesamten Geschichte — drohte Japan zunächst zu zerbrechen. Es hatte seine *Identität* ebenso wie sein Ziel, seinen zum Gott erhobenen Kaiser ebenso wie seine *asiatische Vorherrschaft* verloren. Jahrhundertelange Traditionen und Strukturen, die besonders in den letzten Jahrzehnten vor dem Zusammenbruch neu belebt worden waren, zerfielen, die große Hilf- und Ratlosigkeit schien unüberwindbar. Wenn es doch einen Ausweg gab, so dürfte dies hauptsächlich auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß der Kaiser — trotz aller Absichten der Alliierten, ihn als den Hauptschuldigen des Krieges zu verurteilen — nicht abgesetzt wurde. Der für die Besetzung Japans durch die Amerikaner verantwortliche General, *MacArthur*, war nicht nur ein Oberbefehlshaber, „der das ‚Wehe-den-Besiegten‘, soweit es in seiner Macht stand, zu mildern versuchte“, sondern der auch die *Bedeutung des Tenno* richtig einzuschätzen wußte. „Das letztlich Entscheidende für den Wiederaufbau Japans aber